

gie zu diesem Schritt kam – und dies ist das Beweisziel des Verf.s! –, ist ein Prozess, der historisch im Detail, wie ja auch das 4. Kapitel belegt, schlecht bezeugt ist und, politisch gesehen, gewiss benutzt, teils motiviert wurde. Eine wichtige Rolle fiel dabei – bis einschließlich zur Union von 633 – einem Theodor von Pharan zu, wobei es nicht unerheblich ist, ob dieser mit Theodor von Raithu, dem Verf. einer Einführung in christologische Grundbegriffe (CPG 7600), identisch ist. Hierzu bemerkt der Verf. nur, dass „Werner Elert überzeugend (ihre Identität) nachgewiesen (hat)“ (S. 536, Anm. 26). Die Hypothese, die z. B. von M. Richard, W. Klein (2002) oder C. dell’Osso (2010) vertreten wurde, dass die genannte Schrift vor 544 bzw. in die Jahre 537–544 zu datieren ist, wird nicht erwähnt; der Inhalt der Schrift Theodors wird nicht erörtert, obwohl u. a. Beobachtungen von F. Diekamp (1938), die W. Elert nicht wiedergibt, es nahe legen, dass Theodor seine Schrift als Einführung zu den Dogmatischen Reden des Anastasios I. von Antiochien (CPG 6944) verfasst hat, in denen schon grundlegende Begriffe der Monenergeten erörtert werden. Wenn der Verf. die für die „miaenergetische Einigungspolitik des Kaisers Heraclius“ entscheidende Phase als ein Ringen um „die neue Formel der Synode von Zypern (634)“ beschreibt (S. 587–616), dann ist diese Formel „der eine Wirkende“, sollte sie tatsächlich als Kompromiss akzeptiert worden sein, gar nicht so neu, wie der Verf. meint (und dabei Roms Bischof – wie bei ihm üblich – als „Inhaber der Sedes Apostolica“ bezeichnet). Zu den bis zum 6. Ökumenischen Konzil (680/681) folgenden Ereignissen bietet der Verf. nur einige Stichworte (S. 616–622), wobei er kritische Anfragen an die Rolle sowohl von Rom als auch von Maximus dem Bekenner vermeidet. Im großen und ganzen enthält das Werk für die historische Forschung keine Ansätze zu neuen Erkenntnissen. Pikant ist deshalb – zumindest aus der Sicht des Rez.en – das Vorwort von Kardinal Brandmüller, der das Werk als eine „ebenso gründliche wie gescheite Arbeit“ lobt, deren Bedeutung „auch“ darin liege, dass diese „Arbeit ... ihren wissenschaftstheoretischen Ort am Schnittpunkt von historischer und theologischer Methode (hat)“ und dass der Verf. sich beiden Methoden „verpflichtet wusste“ (S. VII f.). Da, wie der Kontext zeigt, der Begriff „theologische Methode“ hier die Vorgehensweise der Dogmatik meint, wird man als Historiker neugierig, wie eine solche Reflexion kirchlicher Glaubenslehren – wissenschaftstheoretisch! – ihren „Schnittpunkt“ mit historischer Forschung definiert und begründet. Für den Historiker besteht kein Anlass, seine Methode in

bezug auf eine wie auch immer geartete theologische Methode abzugrenzen. Für ihn geht es einzig darum, sowohl die Geschichte der Glaubenslehren und Theologien als auch deren Vorgehensweisen – in ihren auf ein Jenseits von Geschichte zielenden Ansprüchen und in ihrer historischen Kontingenz – im Sinn von Dilthey zu verstehen und insofern als „Zusammenhänge“ in den Grenzen, die ihm eine „Kritik der historischen Vernunft“ aufweist, zu beurteilen.

*Buchbach* *Karl-Heinz Uthemann*

Katrin Pietzner: *Bildung, Elite und Konkurrenz. Heiden und Christen vor der Zeit Constantins*, Tübingen: Mohr Siebeck 2013 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 77), IX, 479 S., ISBN 978-3-16-149624-0.

Als sich im 2. und 3. Jahrhundert das Christentum in der Gesellschaft des römischen Reiches weiter ausbreitete, wurden dessen Anhänger einschließlich der intellektuellen Vordenker von ihren heidnischen Gegnern als ungebildet und sozial minderwertig deklassiert. Mit Hilfe der Gründe für diese die Christen stigmatisierende Zuschreibung öffnet K. Pietzner in ihrer 2003 angenommenen, aber erst zehn Jahre später veröffentlichten althistorischen Dissertation den Zugang zu Fragestellungen, die den Zusammenhängen von Bildung, Elite und Konkurrenz bei Heiden und Christen nachgehen. Diese kulminieren in zwei sorgfältig vor- und aufbereiteten Fallstudien über Minucius Felix (*Octavius*) und Origenes (*Contra Celsum*), die für die Strategien der Auseinandersetzung im lateinischen Westen und im griechischen Osten stehen. Die Untersuchung der Stigmatisierung von Christen durch Heiden und ihrer Folgen für das Selbstverständnis der Christen dient Pietzner dabei als heuristisches Mittel, die betreffenden Werke des Minucius Felix und des Origenes in ihrer Rolle für die Identitätskonstruktion der Christen, seien sie nun selbst Intellektuelle oder auch nicht, zu würdigen.

Die Grundlage für ihre Argumentation bereitet Pietzner anhand sorgfältig skizzierter einschlägiger Aspekte samt aktuellem Forschungsstand vor: Hier behandelt sie die Bedeutung von Bildung für die Oberschicht des römischen Reiches, die Einbindung von Christen in Bildungsfragen, die Spannungen, die sich aus ihrem Verhältnis zur heidnischen Paideia ergaben, bei der die – vor allem platonische – Philosophie eine besondere Rolle spielt, unter deren Einfluss gerade auch christliche Gelehrte standen. Als Forschungs-

lücke stellt sie die von diesen Kreisen „angewandten philosophischen Praktiken, ihre Institutionen, ihre gesellschaftlichen Rollen und die damit besetzten sozialen und politischen Räume“ (S. 28) heraus; anhand der von ihr genauer untersuchten Quellen verspricht sie sich Aufschlüsse über die Frage, „warum Christen durch ihr Handeln ... zur Provokation ihrer gebildeten Umwelt wurden, welche praktischen Auswirkungen ihre lebensweltlichen Konzepte hatten, so daß christliche Intellektuelle zu Konkurrenten heidnischer Philosophen werden konnten“ (S. 29).

Im ersten Teil ihrer Studie widmet sich Pietzner dem Verständnis von Bildung im 2. und 3. Jahrhundert und den Konfliktbereichen, die sich hieraus ergaben. Sie erfasst zunächst die Bedeutung von Bildung für das Selbstverständnis einer sozialen und politischen Elite. Von diesem identitätsstiftenden Ideal ging mit der Zeit zunehmende Anziehungskraft auch für breitere Kreise aus, weil es neben geistigen auch praktische Lebensbedürfnisse (*ars vitae*) anzusprechen vermochte. Schulstreitigkeiten und Habitusfragen sorgten für eine gewisse Ambivalenz in der Situation von Philosophen, die infolgedessen aus Profilierungsgründen gegenüber Konkurrenten, etwa Kynikern und Christen, mit Vorwürfen über deren Unbildung und soziale Minderwertigkeit zum Zweck der Ausgrenzung aus der Elite operierten. In diesem vom Konkurrenzgedanken bestimmten Rahmen entfaltet Pietzner sodann an Beispielen das christliche Bildungsmilieu, dessen Wirkungsweise und Funktion. Dabei spielten christliche Philosophenschulen wie die Justins in Rom oder die des Clemens von Alexandria eine entscheidende Rolle, die in ihren Inhalten und Methoden fachphilosophisch wie auch populärwissenschaftlich Alternativen zur herkömmlichen Philosophie bzw. Bildung praktizierten und dabei auf Übereinstimmung von Lehre und Lebensweise, beispielsweise in der Haltung dem Tod gegenüber, größten Wert legten. Darüber hinaus vertiefte sich die Konkurrenz durch das Selbstbild christlicher Intellektueller als Philosophen und ihren Wahrheitsanspruch, durch die christliche Netzwerkorganisation und das kostenlose Bildungsangebot der Christen. Im Überschreiten herkömmlicher Einstellungen der gebildeten Elite durch die christlichen Philosophen erkennt Pietzner einen Paradigmenwechsel, der dazu führte, „die elitären Bildungsmuster zu ‚demokratisieren‘“ (S. 193), und zwar mittels der Öffnung für ein Publikum unterschiedlicher sozialer Herkunft, auch für Frauen, einschließlich notwendiger Folgen für Themen und Methoden. Die Aufkündigung des Konsenses der gebildeten Elite machte die christlichen Intellektuellen zu „un-

erwünschten Experten“ (S. 200). Auf dieser Grundlage stellt Pietzner sodann an den Beispielen des Celsus (*Alethes logos*) und des Caecilius (aus der Streitschrift des Minucius Felix) die Vorgehensweise heidnischer Gegner dieses christlichen Anspruches vor und leitet so zu den Fallstudien über.

Nach Erschließung der Konfliktbereiche, die sich für Angehörige der heidnischen Elite aus dem mit der Tradition brechenden Bildungsverständnis und der Bildungspraxis von Christen ergaben, beleuchtet Pietzner im zweiten Teil die Reaktion der Betroffenen auf die geistige und soziale Stigmatisierung. Damit wechselt sie die Perspektive, um der Reziprozität des Verhältnisses zwischen paganen und christlichen Gebildeten gerecht zu werden sowie das Verständnis für den von christlicher Seite ausgehenden Paradigmenwechsel und dessen Verankerung in der antiken Lebenswelt zu vertiefen. Vor dem Hintergrund einer Analyse des philosophischen Habitus, den Octavius praktiziert, entwickelt Pietzner die Strategie des Minucius Felix, angesichts des christlichen Überlegenheitsanspruches den Caecilius, der seinen christlichen Konkurrenten durch Stigmatisierung zum Außenseiter zu stempeln sucht, durch dessen eigene philosophische Defizite zu diskreditieren. Daher sieht sie entgegen der vorherrschenden Ansicht das Zielpublikum des Dialogs nicht in der politischen Elite, sondern allgemeiner im „philosophisch interessierten heidnischen Publikum“ (S. 269), dem das Angebot gemacht wird, sich zugunsten einer „alternativen Paideia“ (S. 270) von überkommenen Schemata zu lösen.

Angesichts der besseren Quellenlage kann Pietzner diese Tendenzen an Origenes eingehender verdeutlichen: Sein Bildungsverständnis lässt sich gut entwickeln, die Studienorganisation einschließlich der Schülerkreise und des Lehrplans sowie die Öffentlichkeitswirkung darlegen. Dabei stellt Pietzner erhellende Vergleiche mit dem Unterricht Plotins an und Gemeinsamkeiten wie Unterschiede heraus, um der „innovativen Leistung“ des Origenes als eines christlichen Philosophen Profil zu verleihen: So „christianisierte er nicht nur die griechische Paideia, er prägte zugleich ein eigenständiges, alternatives Bildungsprogramm aus“ (S. 337). Über die Gemeinsamkeiten unter den Christen hinaus reservierte Origenes für die innerchristliche Bildungselite den höheren sozialen Rang; ein Gedanke, der für Außenstehende attraktiv sein mochte, weil sie bei entsprechenden Voraussetzungen den Status der Gebildeten auch innerhalb des Christentums wahrnehmen konnten. Auf die fehlende Bildung vieler Christen reagierte Origenes letztlich damit, dass er die mit der Stigmatisierung

durch Außenstehende verbundenen Vorwürfe in christliche Identitätsvorstellungen integrierte und zugleich gegen ihre Urheber kehrte.

In aufeinander aufbauenden, mehrstufigen Gedankengängen versteht es Pietzner, in geschickter Weise das Verhältnis von Bildung, Elite und Konkurrenz zwischen Heiden und Christen nicht nur allgemein darzustellen, sondern darüber hinaus durch die genaue Analyse einschlägiger Quellen an Beispielen kohärent zu erhärten. Damit spannt sie einen Bogen über eine Untersuchung, die die christliche Adaption des antiken philosophischen Bildungsgedankens und ihre tiefgreifenden Folgen für das Selbstverständnis der römischen Gesellschaft – einschließlich der Christen – im Denken der Zeit des 2. und 3. Jahrhunderts überzeugend nachzuweisen versteht. Ins 4. Jahrhundert weiterverfolgen lässt sich diese Entwicklung beispielsweise anhand der 2007 in derselben Reihe erschienenen Studie von P. Gemeinhardt über das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung. Pietznerns Beitrag zur Untersuchung der Christianisierung antiker Wertvorstellungen macht nachdrücklich darauf aufmerksam, dass die Transformation der antiken Welt durch das Christentum nicht erst in der Spätantike einsetzte.

*Koblenz*

*Ulrich Lambrecht*

Runia, David T., *Philo of Alexandria. An Annotated Bibliography 1997–2006 with Addenda for 1987–1996, Supplements to Vigiliae Christianae, Vol. 109, Leiden/Boston: 2012, XXVI, 492 S., ISBN 9789004210806.*

Die umfassende Philo-Bibliographie, deren neueste Bearbeitung hier zu besprechen ist, geht auf eine zuerst von Roberto Radice auf Italienisch publizierte Sammlung zurück (Filone di Alessandria. Bibliografia generale 1937 – 1982, Napoli 1983). David Runia hatte sie zunächst ins Englische übersetzt und bis 1986 weitergeführt (Radice, R./Runia, D.T., *Philo of Alexandria. An Annotated Bibliography 1937 – 1986, Leiden 1992*), dann unter eigenem Namen einen Folgeband für die Jahre 1987 – 1996 herausgebracht (Leiden 2000). Nun legt er die Fortsetzung für die Jahre 1997 bis 2006 vor. Aufbau und Design der bibliographischen Einträge sind seinerzeit schon von Radice entworfen worden und werden bis in den jüngsten Band beibehalten. Auf eine knappe Einführung und das Abkürzungsverzeichnis folgen die beiden Hauptteile des Publikationsverzeichnisses, die zuerst Bibliographien, Textausgaben und Hilfsmittel, dann Studien zu Philo darbieten. Am Ende stehen Anhänge und Register.

Grundlage des Bandes sind die jährlich im *Studia Philonica Annual* erscheinenden Bibliographien, die von David Runia, dem Leiter des International Philo Bibliography Project, gemeinsam mit seinem Team von insgesamt 13 Gelehrten aus elf verschiedenen Ländern erstellt worden sind. Das schlägt sich bis in die Nummerierung der Titel nieder, die bei den Studien aus einer vier- bis sechsstelligen Zahl besteht, deren erste zwei bzw. drei Ziffern jeweils das Erscheinungsjahr signalisieren. So ist beim Durchblättern des Bandes eine gewisse Orientierung nach Erscheinungsjahren möglich, während die einzelnen bibliographischen Einträge innerhalb eines Jahrgangs nicht sachlich, sondern alphabetisch geordnet und durchnummeriert sind. Die Grundlagenwerke im ersten Teil sind dagegen in Kategorien (Bibliographien, Editionen, Übersetzungen, Anthologien, Kommentare, Indices und lexikographische Werke, Zeitschriften, Websites) unterteilt und darin fortlaufend nummeriert. Teil 3 liefert Nachträge zu den beiden Vorgängerbänden. Die Indizes erfassen moderne Autoren, Rezensenten und die Mitarbeiter der Bibliographien sowie (jeweils in Auswahl) Bibelstellen, Philo-Stellen, Sachen und griechische Wörter.

Der für die Nutzer entscheidende Vorteil, der die vorliegende Philo-Bibliographie von den meisten übrigen bibliographischen Sammelwerken zur frühjüdischen Literatur abhebt, besteht in den knappen inhaltlichen Charakterisierungen zu sämtlichen Einträgen, die in der Regel ca. 5 bis ca. 50 Zeilen in *petit* umfassen. Das setzt natürlich Autopsie der Originalpublikationen voraus, was auch bis auf wenige Ausnahmen (Dissertationen und Publikationen in weniger verbreiteten Wissenschaftssprachen wie Chinesisch, Japanisch, Armenisch oder Russisch, bei denen sich die Mitarbeiter auf Autorenreferate stützen) durchgehalten wird. Lediglich bei Rezensionen zu Monographien, die ebenfalls dokumentiert werden, verließ man sich auf elektronische Datensammlungen. Eine gewaltige Arbeitsleistung, zu der der Projektleiter selbst den Löwenanteil beigesteuert hat (der entsprechende Index versteckt seinen Anteil vornehm unter der Wendung „all numbers not listed in this index“)!

Aufgenommen wurden nicht bloß Arbeiten, die Philo im Titel nennen oder monographisch behandeln, sondern darüber hinaus sehr viele Untersuchungen zu philologischen, althistorischen, religionsgeschichtlichen oder neutestamentlichen Themen, bei denen nur partiell auf Philo (einschließlich Ps.-Philo, De Jona und De Sampsona, aber nicht LibAnt) Bezug genommen wird. Als